

平

THOMAS HÜETLIN

» Man
lebt
sein
Leben
nur
einmal «

MARLENE DIETRICH UND
ERICH MARIA REMARQUE

DIE GESCHICHTE EINER
GRENZENLOSEN LEIDENSCHAFT

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Für unsere mutigen Töchter

Frankreich, 1939

Der graue Puma, wie der Schriftsteller Erich Maria Remarque seinen geliebten Lancia nannte, spuckte und stotterte bereits hinter Cannes. Es war ein herrlicher Sommertag, tiefblau und durchsichtig wie eine Flasche Evian, der 20. August 1939.

Ein Tag, um das Tempo rauszunehmen, ruhig durchzuatmen und das majestätische Licht Südfrankreichs Ende August zu genießen.

Aber Remarque hatte es eilig.

Auf dem Beifahrersitz saß ein Teenager, die vierzehn Jahre alte Maria Sieber, einzige Tochter der deutschen Schauspielerin Marlene Dietrich. Die Diva war die Geliebte Remarques, von ihm ebenfalls zärtlich »Puma« genannt. Damit es nicht zu Verwechslungen kam, unterschied Remarque die Pumas nach Farbe. Der graue Puma, das war der Lancia. Das goldene Puma, das war der Kosename für den größten deutschsprachigen Filmstar des 20. Jahrhunderts.

Dietrich drehte gerade in Hollywood ihren ersten Western, aber ihre Gedanken kreisten um ihre Tochter und Remarque in Frankreich, die sie beide in Sicherheit bringen wollte. Die Diva hatte Tickets für die beiden auf der Queen Mary buchen lassen, einem jener Luxusdampfer mit Tanzsaal, Swimmingpool, Orchester und weißen gestärkten Tischdecken. In zehn Tagen, am 30. August, sollte die Queen Mary ablegen – von Cherbourg.

Aber jetzt spuckte und stotterte der graue Puma, und bis Paris, dem Etappenziel des folgenden Tages, waren es noch gut 900 Kilometer.

Remarque versuchte, die Contenance zu wahren. Fluchen verbot sich. Was sollte Marlenes Tochter, der Teenager auf dem Beifahrersitz, denken? Die Nachrichten waren schlimm genug, die Gerüchte noch schlimmer.

Hitler war vor anderthalb Jahren in Österreich einmarschiert, vor sechs Monaten in Prag. Das Münchener Abkommen, der Höhepunkt des Wegduckens der Westmächte, war mit deutschen Panzern auf dem Wenzelsplatz obsolet. Remarque war radikaler Pazifist, aber München war Irrsinn gewesen. Dazu die aggressive Hochrüstung in Deutschland, die Umstellung der Wirtschaft in Richtung eines großen Krieges. Ein Land in Uniform, voller Wut und Fackeln. Schließlich der Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin. Die beiden Diktatoren beschlossen darin in einem geheimen Zusatzabkommen, die Landkarte Polens in Stücke zu reißen. Es war wie ein Countdown. In die falsche Richtung. In die Katastrophe.

Neulich hatte der Autor des Weltbestsellers und Anti-kriegsromans »Im Westen nichts Neues« noch gesagt: »Als ich vor 20 Jahren im Krieg dies schrieb, wollte ich die Welt retten. Vor ein paar Wochen in Porto Ronco sah ich wieder einen Krieg heraufziehen, aber ich dachte nur daran, meine Gemäldesammlung zu retten.«

Remarque rang mit sich hinterm Steuer. Die Gemäldesammlung, bestehend auch aus all dem, was die Nazis als entartet verhöhnten und bekämpften – seinen van Gogh, den Cézanne, den Picasso –, sollte auf dem Weg nach Amerika sein, aber Maria Sieber, von Marlene »das Kind«

oder »Kater« genannt, saß mit ihm in einem Auto, das den Geist aufzugeben drohte.

Um sich selbst hatte Remarque im Gegensatz zu vielen anderen Exilanten, die sich nun erneut aufmachen mussten, keine Angst. Wäre es nach ihm gegangen, wäre er noch in Europa geblieben, wäre er noch nicht nach Amerika geflüchtet. Gleich nach der Machtübernahme, 1933, war sein Haus im Tessin eine Anlaufstelle für jene geworden, die versuchten, sich vor Hitler in Sicherheit zu bringen. Einer davon, der jüdische Journalist Felix Manuel Mendelssohn, wurde in Remarques Garten getötet. Eine Verwechslung, hieß es sofort. Mit ihm, dem Hausherrn. Remarque hatte weiter Flüchtlinge unterstützt. Liebe deinen Nächsten. Gerade, wenn denen das Leben um die Ohren fliegt.

Remarque schraubte am Vergaser, suchte eine Werkstatt auf, aber das Stottern und Spucken des Lancias hielt an. Schließlich hob er die Haube des Motors an der Seite an, damit der mehr Luft bekam. Die Sicht durch die Windschutzscheibe war nun schwierig, aber Remarque klagte nicht.

Übernachtung in einem Notquartier. »Dicke gestickte Puffs auf der Erde«, schrieb er befremdet und amüsiert in sein Tagebuch, »eine etwas bucklige Besitzerin. Blumentapete. Ein Kimono. Die Toilette gezeigt. Verschwunden.« Am nächsten Tag ging es weiter Richtung Paris, das Land in einer finsternen Choreografie Richtung Abgrund. »Überall Eingezogene mit ihren Köfferchen. Viele Pferdetransporte. Farbige Soldaten. Abends fast gespenstisch. Wildere Nachrichten ... Im Lichte der Scheinwerfer die dunklen Kolonnen. Die unruhig

ergebenen Pferde in der Nacht. An der Straßenkreuzung von Fontainebleau ein riesiges weißes Kreuz – ein kreidig weißer Schimmel im Scheinwerferlicht. Die stillen Wälder. Der Mond fast voll unter den Ebenen, Matthias Claudius. Viele Gedanken.« So beschrieb Remarque die surreale Szenerie.

Als sie Paris erreichten, wurde die Stimmung nicht besser. Gerade noch die hängenden Köpfe der Bauern, die ihre Tiere an Stricken zogen, als ginge es ins Schlachthaus. Die Agonie der ausgelieferten Provinz lag jetzt hinter ihnen. Aber auch in Paris gingen die Lichter aus. Nicht allmählich, sondern auf Befehl und plötzlich.

In der ewigen Stadt des Lichts war wegen der Kriegsgefahr Verdunklung angeordnet. Remarque versuchte Maria auf dem Beifahrersitz zu trösten. »Noch nie in der neueren Geschichte hat Paris ihre Pracht verstecken müssen. Wir werden auf sie trinken und ihr alles Gute wünschen«, sagte Remarque. Er wollte in das Künstlerlokal Fouquet's am Champs-Élysées und dort seiner geliebten Stadt Adieu sagen. Hinter den knallroten Markisen wurden seit Jahrzehnten die Berühmtheiten jener Moderne hofiert, die die Nazis in Berlin hassten und bisweilen heimlich beneideten. Das Fouquet's war eine Zentrale des guten Lebens, des Charmes und der Ausgelassenheit, aber auch der Melancholie, der begüterten Flüchtlinge und manchmal jener, die wenig hatten. Es war ein Ort der Liebe und der Affären. Ein riesiges Durcheinander mit einem der besten Champagnerkeller der Stadt.

Remarque genoss die Weltläufigkeit des Orts – die entschlossene Grazie, mit der sich das Restaurant dem Schicksal entgegenstemmte. Fouquet's – das war sein

Europa, ein funkelnder Platz jener Zivilisation, die nun vielleicht bald von Barbaren in feldgrauen und schwarzen Uniformen niedergewalzt werden könnte.

»Dies ist kein Friedensvertrag, es ist ein Waffenstillstand auf 20 Jahre«, hatte der Oberbefehlshaber der alliierten Truppen an der Westfront, General Foch, über den Deutschland demütigenden Vertrag von Versailles im Jahr 1919 gesagt. Nun sah es so aus, als ob er recht behalten sollte.

Auf das Jahr genau.

Ausgerechnet Foch, der 1929 im Alter von 77 Jahren eines natürlichen Todes in Paris verstorben war, nachdem auch er Hunderttausende von jungen Männern in sinnlosen Massenangriffen an der festgefahrenen Westfront des Ersten Weltkriegs geopfert hatte.

Ausgerechnet Foch, einer jener arroganten und knallharten Generäle auf beiden Seiten, gegen deren eitle Gewissenlosigkeit Remarque im Jahr 1928 »Im Westen nichts Neues« geschrieben hatte – jenen Roman, dessen Erstausgabe der Verlag mit dem Satz »Remarques Buch ist das Denkmal unseres unbekanntes Soldaten – von allen Toten geschrieben« beworben hatte.

Als sie mit dem lahmdenden Lancia entlang der abgeernteten Äcker in Richtung Paris gefahren waren, hatte Maria die Resignation in den Gesichtern der Landbewohner bemerkt und Remarque gefragt: »Wissen sie schon, dass sie geschlagen werden?«

»Ja, sie sind alt genug, um sich an den letzten Krieg zu erinnern«, antwortete Remarque. »Schau dir die Gesichter an, Kater. Denk daran: Der Krieg kennt keinen Ruhm, nur den klagenden Ton weinender Mütter.«

Remarque trug die Melancholie jenes Künstlers in sich, der den Ersten Weltkrieg, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, als einer der Ersten jenseits von jeder verfälschenden Ideologie beschrieben hatte. Der blutgetränkte Boden der Westfront, die Fleischfetzen der Toten im Stacheldraht, die lauten und stummen Schreie der Schwerverletzten, deren bestmögliches Schicksal es war, den Rest des Lebens als Krüppel zu verbringen. Die Ohnmacht des Einzelnen, wenn er denn tatsächlich des Ruhmes wegen gekommen war, angesichts eines Krieges, der industriell geführt wurde.

All das erlebt und beschrieben zu haben, war bitter, gewiss. Noch bitterer aber war, dass trotz des Welterfolges seines Romans die Menschen nichts daraus gelernt hatten.

Am wenigstens, so schien es, seine Landsleute, die Deutschen. Und sollte es noch eine Steigerung von bitterer geben, dann vielleicht diese: In den Ersten Weltkrieg, argumentierten viele, seien die Deutschen noch schlafwandlerisch hineingestolpert. Aber was Hitler und seine Bande jetzt planten, war etwas ganz anderes: Nun sah es so aus, als hätte man es mit einem brutalen Überfall auf all jene fortschrittlichen Werte zu tun, die Europa in seiner Geschichte hervorgebracht hatte.

An deren Stelle sollte heimtückische Gewalt treten, für all jene, die nicht die Gnade genossen, als Deutsche oder wenigstens Arier eingeordnet zu werden. Für sie gab es nur eine Zukunft als Vasallen der Deutschen oder als deren Sklaven.

Oder den Tod.

Remarque hatte während der Monate zuvor in Paris

immer wieder das Elend und die Not der Menschen gesehen (und später in seinem Roman »Arc de Triomphe« genau beschrieben), die bereits im Nachfrieden und Vorkrieg vor Hitler hatten die Flucht antreten müssen. Die Verzweiflung, in billigen Hotels mit abgelaufenen Visa auf ein Wunder zu hoffen, das einen doch noch mit einem Schiffsticket Richtung Nord- oder Südamerika die vermeintliche Rettung bringen würde. Die vollgestopften Koffer mit Büchern, Urkunden und Maßkleidung, die einmal ein bürgerliches Auskommen symbolisiert hatten. Manche hatten sogar aus den Rahmen geschnittene Kunstwerke in ihren Koffern dabei.

Als Notgroschen, wenn überhaupt nichts mehr ginge, waren sie bereit, selbst diese herzugeben für fünf Tage in einer dunklen Kammer auf der Queen Mary.

Remarque selbst hatte ein Ticket für diesen Dampfer nach New York. Mit schlechtem Gewissen blickte er auf jene, die leer ausgegangen waren bei diesem Aufbäumen der Verzweifelten auf dem Weg in die Freiheit. »Leute stehen um die Häuserblocks herum. Scheußliches Gefühl wegzufahren. Alles in einem ist dagegen. Viele Gedanken, viel Verachtung für mich«, notierte Remarque.

Die Nazis hatten, unter Führung von Joseph Goebbels, in Berlin Ende 1930 den Besuchern die Vorführung der Verfilmung von »Im Westen nichts Neues« mit Stinkbomben und weißen Mäusen verleidet.

»Schon nach 10 Minuten gleicht das Kino einem Tollhaus. Die Polizei ist machtlos. Die erbitterte Menge geht tätlich gegen die Juden vor«, hatte Goebbels in seinem Tagebuch triumphiert. Die Besucher hatten gerufen »Juden heraus« und »Hitler steht vor den Toren«. Goebbels,

selbst 1 Meter 65 groß und mit einem Klumpfuß gehandicapt, notierte genüsslich weiter:

»Die Juden sind klein und häßlich. Draußen Sturm auf die Kassen. Fensterscheiben klirren. Tausende von Menschen genießen mit Behagen dieses Schauspiel. Die Vorstellung ist abgesetzt, auch die nächste. Wir haben gewonnen.«

Die Hetze des Einpeitschers hatte schnell Wirkung gezeigt. Bereits sechs Tage später wurde der Antikriegs-film verboten: »Wegen Gefährdung des deutschen Ansehens in der Welt.«

»Ein Triumph«, hatte sich Goebbels gefreut. Und zwar einer, der ihn beliebter machte bis hinauf zu jenem Mann, den er gerne den »Chef« nannte, Adolf Hitler. »Mein Ansehen in Münchens ist durch die Remarque Sache mächtig gestiegen.«

Nach der Machtübernahme 1933 hatten sie Remarques Bücher verbrannt mit den Worten: »Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges! Für Erziehung des Volkes im Geist der Wehrhaftigkeit. Ich übergebe der Flamme die Schriften von Erich Maria Remarque.« Sie hatten ihn gerade offiziell aus Deutschland ausgebürgert. »Erich Remark hat mit Unterstützung durch die jüdische Ullstein-Presse in gemeinster und niederträchtigster Weise das Andenken an die Gefallenen des Weltkrieges beschimpft und sich schon dadurch aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Mit dem auf diese Weise erworbenen Geld kaufte er sich eine Villa in der Schweiz. In Porto Ronco bei Locarno unterhielt er bis in letzter Zeit einen regen Verkehr, der sich ausschließlich

auf Emigranten, Juden und Kommunisten beschränkte«, berichtete Dr. Werner Best, stellvertretender Gestapochef, dem Auswärtigen Amt.

Aber selbst seine tiefe Abscheu gegen die neuen Machthaber in Deutschland konnten Remarque nicht dazu bringen, sich politisch zu engagieren. Während der gesamten 30er-Jahre gab es viele Aufrufe der Flüchtlinge gegen das Naziregime, unterschrieben von bedeutenden Kollegen wie Heinrich Mann, Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger oder Bertolt Brecht. Remarque verweigerte sich in seinem Schweizer Exil diesen Listen. Sein Name tauchte nicht auf. Statt öffentlicher Kritik begnügt er sich mit privatem Gemurmel, wie am Tag des deutschen Einmarsches in Wien, als er angeekelt über die Willfährigkeit der Österreicher schrieb: »Um 11 Uhr abends Beginn der Eroberung Österreichs. Der klarste Krieg – ohne Blut –, den es seit langem gegeben hat. Am 12. Reden, Reden. Niemand hat sich gerührt – wie zu erwarten war. Es gibt in Wien bereits einen A. Hitler-Platz. Die Welt besteht aus Lakaien. Die Arbeiter ausgenommen und wenige andere. Die Magnolien blühen deshalb nicht anders. Der Privatkrieg eines Deklassierten. Damit man in Braunau gezwungen wird, anders über ihn zu denken. Dort, wo man ihm die Ehrenbürgerschaft verweigert hat seinerzeit.«

Auch im Spanischen Bürgerkrieg, ab 1936 eine Art Ouvertüre zu dem, was Europa drei Jahre später mit voller Wucht heimsuchen würde, hielt sich Remarque zurück, obwohl offensichtlich war, für wen sein Herz schlug. Schriftsteller wie George Orwell oder André Malraux kämpften in den internationalen Brigaden gegen die spanischen Faschisten und deren Unterstützer aus Ita-

lien und Deutschland. Und Remarque, dessen literarische Helden in vielen seiner Bücher keinen Zweifel lassen an ihrer republikanischen, antifaschistischen Haltung? Remarque versteckte sich. »Aus den Ebenen Spaniens Blutgeruch über Europa«, notierte Remarque im Frühjahr 1937. »Und aus der ganzen Welt der Verwesungsgeruch der trägen Herzen. Verfluchtes Jahrhundert! In den Krieg mischten sich zu viele ein 1914/18 – jetzt zu wenig und die Falschen. Der Frieden der Welt, oder wenigstens Europas, hängt an zwei ehrgeizigen Hanswürsten, die immer frecher werden, je weniger Widerstand sie spüren.«

Mussolini und Hitler als Hanswürste zu sehen, war eine vor allem angelsächsische Lesart der zwei faschistischen Diktatoren, die mit ihrem Gebrüll, martialischen Gefuchtel und pathetischen Drohgebärden eine manchmal auch komische Note trafen – vor allem, wenn man sie von einer Kultur aus betrachtete, die der Ironie und Selbstironie verpflichtet war.

Hanswürste hin oder her – in Spanien zerstörten Francos Truppen und die der zwei Diktatoren die Republik, und selbst da nicht dabei gewesen zu sein, nagte an Remarque schon damals. »An alles Mögliche gedacht«, schrieb er 1938, »an Spanien. Müsste hingehen.«

Seine Zweifel, die auch Selbstzweifel waren, blieben stärker. Er war fast 40, führte als Bestsellerautor ein luxuriöses Leben zwischen dem Tessin, Paris, London und New York. Immer wieder verdunkelt von einer plötzlich hereinbrechenden persönlichen Schwermut, traumatisiert auch vom Elend des Ersten Weltkriegs.

Ausgerechnet Goebbels hatte ihm, einem Starschreiber, der ein großes Publikum schnell gewinnen konnte,

vor einiger Zeit signalisiert, dass er ihn gerne zurück hätte im Reich. Dass er bereit wäre, den Erfolg von »Im Westen nichts Neues« dem jüdischen Ullstein Verlag anzudichten.

Remarque hatte abgelehnt.

Aber an die politische Front wollte er nicht. Dabei blieb es. Er war Schriftsteller. Beide Berufe, so seine Überzeugung, sollte man nicht vermischen, da sonst Literatur zu Propaganda verkomme. »Politik verdirbt nur die Kunst«, fasste er seine Haltung bereits 1936 zusammen. »Man soll Schriftsteller oder Reporter sein, der Schriftsteller soll Augen haben, er soll alles sehen, aber er darf nicht politisieren. Natürlich kommt es vor, dass er dann mit seinen Büchern Politik macht, aber dies muss ohne seinen Willen erfolgen, denn eine Absicht dieser Art tötet die Kunst.«

Er war nicht Thomas Mann, der Nobelpreisträger, der von sich selbstbewusst im amerikanischen Exil sagte: »Wo ich bin, ist Deutschland.« Wenn es ums Schreiben ging, war Remarque unsicher, klagte in seinen Tagebüchern, »bin doch kein Schriftsteller«. Die hinterhältigen Angriffe nach »Im Westen nichts Neues« hatten ihn über Jahre erschüttert. Auf einem Sockel zu stehen, das war nichts für ihn. Auf einem Podium schon gar nichts.

Trotzdem war klar, wem seine Sympathie, sein Herz gehörten. Er war ein radikaler Pazifist und Humanist, nur an die Lösungen des Kommunismus glaubte er nicht. In Spanien war herausgekommen, dass die Stalinisten Anarchisten von hinten erschossen hatten. Ideologien konnte man nicht trauen, ihren Machthabern noch weniger. Wer es mit dem Humanismus ernst meinte, dem

blieb nur die demokratische Zivilisation. Im Fouquet's brannte seine Sehnsucht, auch sichtbar zu deren Verteidigern zu gehören, laut und quälend in ihm auf. »Ich will immer noch nicht fahren. Nicht ausreißen. Aber das Puma wird sich tot ängstigen u. es braucht mich. Ich saß da auf der Straße, es wurde dunkler, ich liebte die Stadt u. wollte bleiben u. wusste, dass ich es nicht tun würde – wenn das Schiff fährt.«

Seine Leidenschaft für die Diva und sein Verantwortungsgefühl für deren Kind blieben stärker. Daran änderte auch jene edle mit Staub überzogene Flasche nichts, die ihm ein Kellner im Fouquet's später am Abend fast andächtig präsentierte. »Wir möchten nicht, dass die ›Boches‹ die bei uns finden, nicht wahr, Monsieur?«

Remarque gab ihm recht. Er ließ die Flasche entkorken.

Die mörderische Kriegsmaschine der Nationalsozialisten rollte erst einmal Richtung Osten. Frankreich hatte aber am 19. Mai mit Polen eine gegenseitige Beistandsverpflichtung im Falle eines deutschen Angriffs vereinbart. Wenn Deutschland nun ernst machte mit Polen, dann wäre auch Frankreich erneut im Krieg mit Deutschland. Eine Konfrontation, auf die es nicht wirklich vorbereitet war und die es nicht wollte.

Wenigstens der Lancia sollte solidarisch sein mit den Franzosen. Remarque hatte das Fahrzeug in einer guten Garage abgegeben, dort sollte er bleiben, auch wenn die Deutschen einmarschierten. »Wenn Sie mit Ihrer Familie aus der Stadt flüchten müssen, dann nehmen Sie ruhig mein Auto. Pumas sind gut zum Flüchten«, sagte Remarque zum Garagisten.

Nach Cherbourg, zur Queen Mary, ging es am Morgen des 30. August mit dem Zug. Das Schiff lag im Hafen, aber es war umgeben von einer strengen Stille. Besorgte Gesichter huschten über Deck. Die Musikkapelle blieb stumm. Das Wasser im Swimmingpool war ausgelassen. Im Becken standen jetzt Feldbetten. Der mondäne Speisesaal – ebenfalls ein Lager.

Die Party war zu Ende.

Die Zeit der Feldbetten und Sanitäter begann. Nach der Ankunft in New York sollte der Luxusliner grau gestrichen werden und für die nächsten sechs Jahre Großbritannien als Truppentransporter dienen.

Am 31. August, also nur einen Tag nach der Abfahrt der Queen Mary aus Cherbourg, überfiel ein kleiner Trupp der SS den grenznahen deutschen Rundfunksender Gleiwitz, wo sich die SS-Männer als polnische Freischärler ausgaben: »Achtung! Achtung! Hier ist Gleiwitz. Der Sender befindet sich in polnischer Hand. (...) Die Stunde der Freiheit ist gekommen.«

Wenige Stunden später, im Morgengrauen des 1. September, überfiel die Wehrmacht Polen. Hitler wetterte im Reichstag: »Polen hat heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch mit bereits regulären Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen. Und von jetzt an wird Bombe mit Bombe vergolten.« Damit die Deutschen diese gespielte Wut mitbekamen, wurde die Rede im Rundfunk übertragen.

War die Wehrmacht eingeweiht in den hinterhältigen Plan der Nazis, mit dem sie den Zweiten Weltkrieg begannen?

Zumindest einige Oberbefehlshaber der Wehrmacht

kannten Hitlers Plan genau. Bereits am 22. August, als Remarque noch im Luxushotel Eden Roc in Cap D'Antibes zusammen mit solch illustren Gästen wie dem amerikanischen Botschafter in London, Joe Kennedy, die letzten friedlichen Tage des Sommers zubrachte, hatte Hitler zu ausgewählten Offizieren gesagt: »Herz verschließen gegen Mitleid. (...) Der Stärkere hat das Recht. Größte Härte.«

Remarque hatte es nach New York geschafft, von Ruhe oder gar Schlaf aber keine Spur. »Wie eine Bombe die Nachricht vom Einmarsch in Polen«, notierte er in seiner ersten Nacht in Amerika. »Von der Kriegserklärung Englands. Hoffnung, dass keine Feindseligkeiten. Langsam kriechender Beginn des Krieges. Die Stille in der Lounge an Bord, mit der die Nachricht aufgenommen wurde. Die stockende Rede des Königs von England. Heute Morgen Ankunft. Seit gestern Zickzackkurs wegen Unterseebooten u. Begleitung durch Kriegsschiffe. Nachricht, dass Dampfer Athenia torpediert worden ist.«

Venedig, 1937

Es war ein hoher Himmel über Venedig, durchlässig, eine kleine Erlösung nach den stickigen Tagen im August. Ein Wind hatte das heiße Grau des Hochsommers von den Kanälen geputzt. Eine beschwingte Leichtigkeit breitete sich in der Stadt aus – auch, weil die alljährlichen Filmfestspiele nun zu Ende

waren. Die Anspannung des Wettbewerbs schien fortgetragen zu werden von den Wellen des Meeres und dem kühlen Wein, der bereits zum Lunch gereicht wurde.

Vor dem Grand Hotel Excelsior am Lido saß Marlene Dietrich mit Josef von Sternberg, dem Regisseur, der sie groß gemacht hatte. Dem Künstler, der ihr erst in Berlin mit dem »Blauen Engel« einen Welterfolg geschenkt und ihr dann den Sprung ins gelobte Land der rasant wachsenden Filmindustrie ermöglicht hatte – nach Hollywood.

»Soldatentochter« hatte er sie damals genannt. Er hatte sie als sein Geschöpf betrachtet. Lange her. Sein Haar, grau geworden, fiel ihm ins Gesicht.

Sternberg war auch ein Liebhaber der Dietrich gewesen. Aber seit einiger Zeit musste er sich damit abfinden, dass sie ihn nicht mehr begehrte. Er hatte vieles versucht, um sie weiter zu beeindrucken. Sich sogar ein Haus von Richard Neutra bauen lassen, ein futuristisches Schloss aus Stahl, im ländlichen San Fernando Valley, mit einer Glaskuppel über dem Schlafzimmer.

Nur die Sterne, die Dietrich und er, das war der Plan gewesen.

»Das ist wieder einer deiner verrückten Einfälle. Warum musst du hier draußen in einem Backofen wohnen? Das kann auch nur dir einfallen, dass Beverly Hills plötzlich nicht mehr gut genug ist... Sogar Malibu ist besser als das hier. Wie willst du bloß von hier aus morgens ins Studio kommen? Und nur für sonntags hättest du dir kein Haus zu bauen brauchen. Miet dir doch einen Stall, wenn du den Einsiedler spielen willst«, hatte ihn die Dietrich geschimpft.

Liebeskrank war von Sternberg um die Welt gereist. Korea, Japan, China, Kambodscha, kaum ein Ort schien weit genug, um endlich von ihr wegzukommen. Aber oft saß, wie er ihr schrieb, »Shanghai Lily neben mir«. Shanghai Lily – auch eine jener Femmes fatales, die er der Dietrich auf den Leib inszeniert hatte. »It took more than one man to change my name to Shanghai Lily«, hatte er sie sagen lassen, hoffend, dass er die Ausnahme sein würde. Der eine. Alles umsonst. Es gab keinen Weg zurück in Marlenes Herz. Aber zum Lunch ihr ein wenig Gesellschaft leisten, das durfte er noch.

Von Sternberg litt, aber er litt selig.

Sie drehte auch keine Filme mehr mit ihm. Aber ein neuer Regisseur, der sie so zauberhaft und geheimnisvoll inszenieren konnte wie von Sternberg, war nie in Hollywood aufgetaucht. Auch nicht Ernst Lubitsch, den die Dietrich wegen seiner schlechten Manieren verachtete. Also doch noch mal mit ihrem Schöpfer zum Lunch. Selbst wenn der bei den Bossen von Hollywood inzwischen so beliebt war wie ein Krokodil auf dem Sofa.

Schließlich waren die Dietrich und er in einem Geschäft, das nur den Sieg oder die Niederlage kennt, so etwas wie alte Kriegskameraden.

Ein gut aussehender Mann trat an den Tisch der beiden. Die Haare streng zurückgekämmt, leuchteten unter einer hohen Stirn zwei blaue Augen. Lebhaft, mit einem Schuss Melancholie, strahlten sie die Weltläufigkeit und Empfindsamkeit eines Gentlemans aus, der nicht durch ein Erbe, sondern eigene Arbeit zu Wohlstand gekommen war. Ein finanzieller Rahmen, der es ihm ermöglichte, sich an Plätzen wie dem Excelsior frei und un-

verkrampft zu bewegen, keine Angst vor den bisweilen kostspieligen Hürden des Luxus zu haben. Das Konto von Erich Maria Remarque war so gefüllt, dass er über Geld nicht mehr nachzudenken brauchte und er seine ganze Konzentration anderem widmen konnte, zum Beispiel einer Schönheit, die dort mit dem klein gewachsenen Josef von Sternberg zu Mittag aß.

»Herr von Sternberg? Gnädige Frau?«

Die gnädige Frau hatte es eigentlich überhaupt nicht gerne, wenn Fremde ihre Konversation störten. Noch dazu war sie für jedermann sichtbar beim Lunch. Aber dieser Unbekannte hatte etwas, das eine gewisse Milde in ihr aufsteigen ließ.

Waren es die sorgsam abgestimmten mediterranen Blautöne seines Hemds, seiner Hose und seines Halstuchs, die Geschmack verrieten? Waren es die greifvogelhaften Augen, in denen auch etwas Trauriges lag? War es die Stimme, die zwar einen zurückhaltenden deutschen Klang hatte, aber souverän wirkte, als würde sie sich auch in Paris, London oder New York zurechtfinden? Es war ein anderes Deutschland, das dieser Mann verkörperte. Ein Deutschland der Großzügigkeit. Nicht des Größenwahns.

Der blendend aussehende Fremde in Blau verneigte sich tief.

»Darf ich mich vorstellen? Erich Maria Remarque.«

Die Diva streckte ihm, ohne langes Zögern, die Hand entgegen. Er nahm sie und gab ihr einen gekonnt und selbstverständlich wirkenden Handkuss. Von Sternberg, der große Regisseur, erkannte sofort, dass sich hier etwas zusammenbraute. Er wies den Kellner an, einen zusätzlichen Stuhl zu bringen.

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln

© 2024, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2025

Einbandgestaltung: Cosima Schneider, Frankfurt am Main, unter Verwendung des Fotos Marlene Dietrich und Erich Maria Remarque im »El Morocco«, NY, 1940, Foto: Jerome Zerbe © Deutsche Kinemathek – Marlene Dietrich Collection Berlin

Foto Innenteil: Deutsche Kinemathek – Marlene Dietrich Collection Berlin

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7620-2

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an: Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches, Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland.
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de